

Migration: Wer sind hier die Einwanderer?

Ein Gastbeitrag von Mehmet Gürcan Daimagüler (Strafverteidiger und Buchautor) (gekürzt)

<https://www.zeit.de/2020/20/migration-einwanderung-wiedervereinigung-ostdeutschland-rechte-integration>

Es war deprimierend, die Debatte über die Grenzen der Toleranz in einer Einwanderungsgesellschaft zu verfolgen, die sich zwischen drei Redakteurinnen der ZEIT [das sind die drei von unserem Buch, KWM] und Joachim Gauck entfaltet hat. Deprimierend deswegen, weil viele Migranten und Ostdeutsche sich eigentlich ziemlich nah sind. Gerade jemand wie Altbundespräsident Gauck müsste nachempfinden können, wie frustrierend es ist, darum kämpfen zu müssen, in Deutschland als mündiger und gleichberechtigter Deutscher zu gelten. Genau diese Gemeinsamkeit hätten wir uns vor dreißig Jahren schon klarmachen können, ja müssen. Geschehen ist leider etwas ganz anderes.

Die Wiedervereinigung hat uns Migrantenkinder in der Hierarchie der Anerkennung von einem mühsam errungenen Platz auf einmal wieder nach unten gedrückt. Darin liegt meiner Ansicht nach der Kern des Streits, der Enttäuschung und der neuen Spaltung, die sich im Land auftut.

Ich kam vor 52 Jahren in Westfalen zur Welt, als Sohn türkischer Eltern. In der Grundschule war klar, dass ich nicht dazugehöre, solange mein Vater im Stahlwerk und meine Mutter hier und da arbeitete. Irgendwann – ganz bald?, nächstes Jahr? – würde es zurück in die Heimat gehen. Das sagten meine Lehrer, das sagten meine Mitschüler, das sagten Papa und Mama. Die Jahre vergingen, Papa starb, Mama putzte, das Ausländeramt sagte, wir müssten ausreisen. Wir wurden aber nicht abgeschoben, sondern geduldet, immer bloß für ein paar Monate.

Irgendwann kam ein neuer Junge auf unsere Schule. Er war nett, mein Alter, aus Kasachstan. Ich half ihm bei den Hausaufgaben. Er zeigte mir die deutschen Reisepässe seiner Eltern. Wir sind Deutsche, sagt er, jedenfalls die Nachfahren von Deutschen.

In unserer Familie hatten wir Kinder alle einen Job, und Mutti putzte die Klos anderer Leute. Wir waren arm. Das war blöd genug. Aber schlimmer war die ständige Furcht vor dem nächsten Tag: Kommt morgen der graue Brief mit der Abschiebungsandrohung? Der Junge aus meiner Schule war auch arm, er war nicht wie ich in Deutschland geboren, er sprach kein gutes Deutsch. Aber er musste nicht immerzu Angst haben, sein Zuhause zu verlieren. Ich beneidete ihn. Ich wollte auch einen deutschen Pass. Ich wollte auch dazugehören.

Ich mochte die Schule, machte Abitur und zog zum Jurastudium nach Bonn. Am Abend des 9. November 1989 ging ich noch in einen türkischen Schnellimbiss. An den paar Tischen tranken türkische Männer Tee. In einer Ecke lief der Fernseher. Plötzlich sahen wir die Bilder aus Berlin:

Menschen, die die Mauer überwinden. Ich bemerkte, dass den Männern um mich herum Freudentränen in den Augen standen. Mir auch.

Aber als dann in der Noch-DDR Vertreter des alten Regimes, Gewerkschafter, Kirchenleute, Politiker, Dissidenten, Künstler miteinander an Runden Tischen über die Zukunft diskutierten, war kein einziger Vertragsarbeiter aus Mosambik, Vietnam oder Angola dabei. Niemand sprach für all diese Menschen. Und niemand – weder im Westen noch im Osten – sprach aus, was doch so wichtig gewesen wäre: Das wiedervereinigte Deutschland wird ein Deutschland der Vielen sein. Wir erkennen an, dass es seinen Reichtum auch Migranten verdankt. Wir akzeptieren, dass ein in Istanbul Geborener selbstverständlich genauso ein Deutscher sein kann wie ein in Leipzig Geborener.

Stattdessen hielt ein großer Teil der westdeutschen und später der gesamtdeutschen Politik an dem Märchen fest, Deutschland sei kein Einwanderungsland.

Die Illusion eines geeinten Landes

Man tat so, als existierten Migranten als Bürger gar nicht, aber sie existierten, man konnte sie jetzt in den Nachrichten sehen, ihre verängstigten Gesichter. Denn nun brannten Häuser. Im kalten Herbst der DDR wurde vielerorts Jagd gemacht auf die, die "anders" waren oder zumindest "anders" sein mussten. Die Jagd setzte sich fort im kalten Frühling des wiedervereinigten Deutschland, in Mölln, in Solingen. Die Menschen in Ostdeutschland registrieren die kleinen und großen Demütigungen des Lebens im neuen Deutschland sehr genau. Manche beklagen, sich als "Deutsche zweiter Klasse" zu fühlen. Viele richten ihre Wut gegen Menschen, die ihrer Wahrnehmung nach noch unter ihnen stehen: Migranten. Ein seltsamer Stolz macht sich breit, in seiner Region möglichst wenige Migranten zu haben. Wir wollen keine westdeutschen Zustände, heißt es nun.

Ihr wollt keine westdeutschen Zustände? Aber genau dafür habt ihr euch entschieden. Denn zu den westdeutschen Zuständen gehören Millionen Einwanderer. Menschen wie meine Eltern, die Steuern gezahlt und geschuftet haben in Jobs, für die sich kein Deutscher fand. Auch diesen westdeutschen Zuständen ist der Reichtum dieses Landes geschuldet.

Deutschland will mündige Bürger, aber wenn manche dieser Bürger mündig und migrantisch sind, steht der Vorwurf der Undankbarkeit im Raum. Das passiert auch Ostdeutschen, wenn sie darauf hinweisen, dass von Gleichberechtigung zwischen Ost und West nicht die Rede sein könne. Undankbare Jammer-Ossis, heißt es dann. Merken Sie es? Migranten haben mit Ostdeutschen viel gemeinsam. Die verweigerte Anerkennung einer Lebensleistung, das Auf-einen-herabgeblickt-Werden, die Witze, die über einen gerissen werden. Gerade deswegen bin ich immer wieder verblüfft, wenn Joachim Gauck sagt, es sei „nicht hinnehmbar, wenn Menschen, die seit Jahrzehnten in Deutschland leben, sich nicht auf Deutsch unterhalten können.“ Damit löst er bei Migranten genau das aus, was er im Fall der Ostdeutschen stets – und zu Recht – kritisiert: den Eindruck, dass Biografien entwertet werden. Meine

Mutter sprach gerade genug Deutsch, um durchs Leben zu kommen. Wie und wann hätte sie denn die Sprache lernen sollen? Sie hat hart gearbeitet und sechs Kinder großgezogen, von denen drei den Weg an die Uni fanden.

Ein Einwanderungsland ist wie ein Bus, heißt es: Diejenigen, die schon im Bus sitzen, schimpfen bei jedem Stopp über die neu Zugestiegenen. Die sind so anders, passen nicht zu uns, halten sich nicht an die Regeln. Um in diesem Bild zu bleiben: Millionen Migranten fuhren 1989 schon lange in dem Bus. Die meisten hatten Stehplätze, aber einige hatten bereits einen Sitzplatz ergattern können. Am 3. Oktober 1990 füllte sich der Bus mit unerwarteten Fahrgästen. Sie durften sich an den anderen vorbeidrängeln, obwohl sie keinen Fahrschein gekauft hatten, aber die Busgesellschaft sagte, das sei okay. Obwohl sie als Letzte eingestiegen waren, begannen nicht wenige der Zugestiegenen sofort, über manche Passagiere zu schimpfen, die vor ihnen im Bus gesessen und dazu beigetragen hatten, dass der Motor lief. Einige der Neuen versuchten, die Fahrgäste mit dunklen Haaren aus den Sitzen zu drängen. Der Busfahrer konnte im Spiegel alles beobachten, griff aber nicht ein. Wenn ein Fahrgast während der Fahrt aus dem Bus geschleudert, verletzt oder gar getötet wurde, räusperte sich der Fahrer und schaute betroffen, dann ging alles weiter wie gehabt.

Jedes Land hat seine unbewältigten Konflikte, die schwelen und schwelen. Der unbewältigte Konflikt der Deutschen ist, wen sie als ihresgleichen anerkennen wollen. Die Wiedervereinigung hätte eine Vereinigung auf Augenhöhe und zugleich der Moment sein müssen, sich ein für alle Mal von einem völkischen Selbstverständnis zu befreien. Stattdessen haben wir dreißig Jahre lang die Illusion eines einigen Landes gepflegt. Jetzt brechen die Gräben auf. Der einzige Weg, die Spaltung aufzuhalten, ist, miteinander anstatt übereinander darüber zu sprechen, was wir versäumt haben. Ja, Deutschland ist ein gutes Land. Aber es könnte noch so viel besser sein.

Fragen zum Text:

Versuchen Sie, die Herkunft und Biographie des Autors anhand des Textes zu rekonstruieren?

Welche Kritik entnehmen Sie dem Text, insbesondere am früheren Bundespräsidenten Gauck?

Welche falsche Vorstellung hatten sowohl Gastarbeiter als auch die Mehrheitsgesellschaft?

Welcher Unterschied besteht zwischen dem Autor und seinem Schulfreund aus Kasachstan?

Was fordert er?

Welche Parallelen sieht er zwischen Migranten und Menschen aus Ostdeutschland?

Erläutern Sie das Bildnis mit dem Bus und den neuen Fahrgästen?

Was ist mit einem „völkischen Selbstverständnis“ gemeint?

Welche Lösung für bestehende Probleme bietet der Autor an?

Kommentar zum Beitrag

christianvoigt

Ich kann nicht entdecken, wo Herr Daimagüler Unrecht hat. Ehemalige DDR-Bürger und Migranten eint wirklich mehr als man denken kann: Auf einen gemeinsamen Nenner kommen beide, wenn man sie als Minderheiten begreift, die in die Mehrheitsgesellschaft einwandern. Wenn man die Erfahrungen der DDR-Bürger als die von Migranten begreifen würde, dann würden sie vieles Erlebte verstehen.

Sich um die deutsche Staatsbürgerschaft zu bemühen ist erst seit einigen Jahren einfacher geworden, als nämlich das Abstammungsprinzip bei der Staatsbürgerschaft vom Territorialprinzip wenigstens punktuell abgelöst worden ist. Wegen des weiterhin grundsätzlich geltenden Abstammungsprinzips genießt der (deutschstämmige) Kasache den Vorrang vor dem hier - vor 52 Jahren - geborenen Migrantensohn Daimagüler. Vielen Dank für diesen Beitrag, Herr Daimagüler!